

100 Kilometer von Wien nach Norden und zurück.

Reise- und andere Schilderungen aus dem tschecho-slovakischen Staate.

Als ich Ende Oktober, also zur Zeit des Umsturzes, meine allwöchentliche Reise nach einem Ort in der Nähe von Brünn antrat, hatte ich das Gefühl einer gewissen Beklemmung. Die abenteuerlichsten Gerüchte gingen um, man sprach vom Aufhalten der Rüge, Ausplündern der Reisenden und anderen wenig einladenden Dingen. Aber es mußte sein. Also auf zum Nordbahnhof. Damals aber erst ein schwacher Andrang tschechischer Heimkehrer. Mit Hilfe der gewohnten Listen gelang es mir, meinen alten Platz im gewohnten Waggon auch diesmal zu finden. Daß ich den Waggon 2. Klasse so gut kenne und ihn nie verfehle, ist auf zweierlei Dinge zurückzuführen: erstens gibt es überhaupt seit Wochen nur mehr einen solchen Waggon in diesem Zuge und zweitens ist er an gewissen, allerdings sehr unangenehmen Merkmalen leicht wieder zu erkennen. Am Gange läßt sich kein einziges Fenster ganz schließen und bis auf ein Abteil sind in jedem Coupé die Fenster gleichfalls nicht ganz, ein Merkmal, das sie übrigens schon vor der „Revolution“ an sich trugen und wahrscheinlich noch längere Zeit behalten dürften. „Mein“ Coupé war aber diesmal schon „adaptiert“. Eine Frau, die, wie ich, allwöchentlich im besagten Waggon reisen muß, hatte in Kenntnis der Verhältnisse bereits das zerbrochene Waggonfenster unseres Abteils mit einem eigens zu diesem Zwecke mitgenommenen Tuchentüberzug vermauert. Ich selbst hatte einen schon vorher abgepaßten Pappendeckel samt den nötigen Reißnägeln für den gleichen Zweck mit, kam also diesmal um meinen Triumph. Als man aber im Nebencoupé von meiner modernen Reisevorbereitung erfuhr, wurde mein Fensterverfälschung stürmisch begehrt und fand bald unter großem Hallo seine Verwendung.

Mit einer bloß halbstündigen Verspätung fuhr der Zug aus der Halle. Nun ging's programmäßig, das heißt mit der bei der Nordbahn üblichen weiteren Verspätung, der hangen Zukunft entgegen. Zur Stärkung der Nerven begann bald ein Erzählen von allerlei gruseligem Geschichten über Eisenbahnerlebnisse der letzten Tage. Den mitreisenden Frauen sah man die Nengstlichkeit immer mehr an, nur ein sehr junges Fräulein fand die Schilderung, daß jetzt jeder Zug vor Lundenburg von Bewaffneten angehalten wird und die Fahrgäste gezwungen werden, auszusteigen und eine Viertelstunde zwecks Visitation zu Fuß zu gehen, furchtbar romantisch. Nebenbei bemerkt, war alles arg übertrieben. Schließlich legte sich auch das Gespräch, es war nur mehr die Unterhaltung dreier sehr ernst dreinblickender Männer vernehmbar, Volksträte aus Schlesien, die hochpolitische Gespräche unter sich führten. Endlich rumpelte der Zug in die Station Lundenburg, die jetzt „Breslava“ heißt. Alles streckte den Kopf zum Fenster hinaus, sogar die Tuchent und mein Pappendeckel mußten für kurze Zeit weichen. Am Bahnhof ging's sehr lebendig zu. Männer in Zivil und Uniform, Durschen, bei denen das Militärische bloß durch eine Militärlappe repräsentiert wurde, liefen auf und ab. Jeder hatte zumindsten eine farbige Armbinde und eine Riesenkolarde. Manche hatten teller-große Kolarden auf der Brust und auf der Kappe, wobei man es mit der Farbenreihe noch nicht so genau nahm. Besonderen Eindruck machten die Zivilisten mit geschulterten Gewehren, auf denen riesige Bajonette steckten. Auch bei uns im Waggon wurde es lebhaft. Jeder zeigte, frug, erklärte und trachtete, so viel als

möglich zu sehen. Das eigenartige Bewußtsein, auf einmal im „Auslande“ zu sein, erweckte unter den meisten der Mitfahrenden ein prickelndes Gefühl. Als ein kleiner Junge vorlaut seinen Vater frug: „Wo hat denn der Herr mit dem Gewehr die Patronen?“ bekam er auch die unwirksame Antwort: „Wahrscheinlich im Westentaschel, dummer Bub.“ Auf einmal gab's Rausch am Perron, „Ra-Zdar“-Rufe und plötzlich war unser Waggon voll Militär, durchaus tschechische Heimkehrer. Das war für uns eine neue Sensation, denn in Wien sah man damals ihrer noch wenig. „Für die ist der Krieg schon aus“, sagte eine alte Frau und wischte sich eine Träne aus dem Auge. Die nächste Station war das ehemalige Kofel, jetzt „Bobjevin“. Alles Deutsche ist schon entfernt, sogar die deutsche Bezeichnung eines stillen Ortes ist ausgekratzt. Das nennt man Gründlichkeit! Am Bahnhof wieder Mast, Rufe, Fahnen, Standarten. Die ersten Heimkehrer steigen aus, sie sind daheim. Wie so ganz anders wurden unsere braven Soldaten bei uns empfangen! In jeder Station das gleiche Bild. Nun stieg auch die Frau mit der Tuchent aus und in dem zugigen Waggon erstarrten mit den Menschen auch die Gespräche. Bald war auch ich am Ziel in dem damals noch deutschen Städtchen S. — Ich sage „damals“, denn eine Woche später war's leider schon anders.

Heimreise nach Wien vier Wochen später! Ueberall bebrütete Gemüter. Ist doch seither die ganze Gegend, die zum größten Teil deutsch war, in tschechische Hände übergegangen. Die Ortsherrschaften wurden nacheinander militärisch besetzt und wo nur ein leiser Protest laut wurde, waren schon tags darauf Maschinengewehre da, nebst bedeutender Verstärkung der Mannschaft. Da und dort ging es dabei nicht so glatt ab. Es gab Verhaftungen, Hausdurchsuchungen, affizierte tschechische Proklamationen (meist mit der Schreibmaschine hergestellt), das Ganze sah sehr böss aus. Die Stimmung in den besetzten deutschen Gebieten läßt sich am besten durch das Bild von der „Zaus im Sad“ ausdrücken. Verschlechtert wurde die Sache noch durch Uebergriffe und Handlungen, die Bosheiten oft sehr ähnlich sahen. Da haben zum Beispiel in einem Städtchen die Tschechen ihr „Rarodni Dum“ und die Deutschen ihr „Deutsches Haus“. Solche Zusammenkunftsorte haben gewöhnlich größere Säle. Wenn nun die Tschechen für ihre Besatzungsmannschaft sich gerade das „Deutsche Haus“ aussuchen, so empfinden dies die deutschen Städter als Schmach, um so mehr, wenn sie dagegen unter dem Hinweis, daß im „Rarodni Dum“ ohnehin Platz genug wäre, protestieren und dann zur Antwort erhalten: „Das brauchen wir für bessere Zwecke.“ Die tschechische Dorfblatze macht sich überall breit, aber man kann nicht gerade sagen, daß in den kleinen Orten, wo Deutsche und Tschechen jahrhundertlang ruhig zusammen wohnten und wo sich oft sehr enge Beziehungen mit der Zeit herausgebildet haben, sich die ansässigen Tschechen als Sieger sehr wohl fühlen. Bloß die tschechische Jugend ist manchmal übermütig. Das Ganze ist ein sehr ungesunder Zustand. Wenn die Tschechen klug sind, müssen sie bald eine andere Politik einschlagen. Gegenwärtig ist die Sache so, wie wenn ein Stärkerer einem Schwächeren, der vor Schmerz aufschreien will, den Mund zuhält. Mit dem Mundzusahalten wird es aber nicht ewig gehen und an Bajonette kann man sich vielleicht eine Zeitlang anlehnen, aber sitzen kann man nicht darauf!

Eine große Gefahr bildet der Umstand, daß die Miß- und Uebergriffe der Besatzungsmannschaften immer häufiger werden. Es hat den Anschein, als ob die Kommandanten mancherorts schon die Herrschaft über ihre Soldaten verlore. Wenigstens ist es kaum glaublich, daß folgende Vorfälle auf den Bahnhöfen von oben gutgeheißen werden dürften: Vor den Reisenden, die aus den vorwiegend von Deutschen besetzten Gebieten nach Wien wollen, tauchen auf den Stationen beim Scheine einer Gaslampe gewöhnlich junge Soldaten mit aufgefingtem Bajonett auf und verlangen ziemlich brüsk das Öffnen des Gepäcks, obwohl in den Grenzstationen ohnehin genaue Revision gehalten wird. Ist der Reisende ein Tscheche, so geht es meist glimpflich ab. Wehe aber, wenn es ein Deutscher ist! Da wird alles durchwühlt und alle Lebensmitteln werden ihm abgenommen. Dabei gibt es in dem kleinsten Bahnhof gleich mehrere solche Patrouillen. Oft kommt es vor, daß die eine Patrouille, besonders wenn sie aus älteren Männern besteht, jemand laufen läßt und eine kurz darauf erscheinende zweite Mannschafgruppe denselben Reisenden, der sich schon sicher wähnt, aufs Nachzimmer zerrt und ihm alles beschlagnahmt. Da gibt es ungefähr die gleichen Bilder, wie seinerzeit an der ungarischen Grenze: Weinende Frauen, heulende Kinder, finster drein-

stinkende oder schimpfende Männer. Nur ist es hier viel ärger, denn es sind ja meist bodenständige Menschen, denen dies zuzieht. Sie sind in dem kleinen mährischen Orte geboren und aufgewachsen, befinden sich also auf ihrem Heimatboden und werden trotzdem derart behandelt! An der ungarischen Grenze waren es gewöhnlich Landfremde, denen etwas abgenommen wurde. Dort konnte man auch nach Herzenslust schimpfen. Hier aber, in dem neuen Freistaat heißt es ruhig sein, sonst! Haben doch die Tschechen schon einen neuen Hochverratsparagrafen mit Strafbestimmungen überall platziert! Die Deutschen empfinden dies natürlich als die Freiheit, die die a n d e r e n meinen Strenge Weisungen und genau umschriebene Vorschriften an die Wachmannschaften werden unerlässlich sein. Es darf nicht mehr vorkommen, daß z. B. Reisende aufgefordert werden, ihren Zigarrenvorrat herzuzeigen, worauf ihnen dann von vorhandenen fünf Zigarren vier „beschlagnahmt“ werden.

Endlich ist der Wiener Zug da. Wichtig auch wieder der so vertraute Waggon. Die Stimmung im Waggon ist eine ganz andere geworden als bei der Herkunft. Jetzt scheint sich alles den Anspruchs aus dem Bäderer zu eigen gemacht zu haben:

Wer reisen will,
Der schweig' sein still
Geht steten Schritt,
Rehm' nicht viel mit . . .

Im finsternen Gange gibt es vorläufig nur leise Zwiesgespräche. Die Schaffnerin erscheint und verlangt tschechisch die Fahrkarte. Ich weiß, daß sie prachtvoll deutsch kann. In einer der nächsten Stationen kommt auf einmal Leben in den Waggon. Eine größere Gesellschaft, Damen und Herren, hat sich hereingebracht und beginnt laut lärmend in tschechischer Sprache sich zu unterhalten. Nun werden die Deutschen auch etwas lebhafter. Neben mir marret ein Oberleutnant. Ein Zivilist stimmt ihm zu und bald ist ungeachtet des Umstandes, daß wir ja noch immer in Tschechien sind, eine lebhaft deutsche Protestdebatte im Gange. Viele Klagen hört man. Ein Reisender erzählt, daß man ihm kurz vorher auf dem Bahnhofe buchstäblich in die Taschen gegriffen habe. Ein Herr aus der tschechischen Gesellschaft beginnt sich in tschechischer Sprache vernehmlich zu machen. Da wir nur deutsch antworten, spricht er auch deutsch. Er will uns beschwichtigen und ausföhnen. Lebhaft bietet er dem Mann, dem man kurz vorher seine letzten Zigarren beschlagnahmt hat, Ersatz hierfür aus seinen eigenen Vorräten an. Er möchte am liebsten alle Uebergriffe der Soldateska nach Möglichkeit gutmachen, bittet und beschwört uns und tröstet, daß es bald besser werden wird, und daß alle Brüder fein werden. Wenn er doch recht behielte!

Endlich ist die Grenzstation Lundenburg wieder da. Alles wartet gespannt auf die verächtigte Revisionskommission. Bald erscheint sie und maltet ihres Amtes. Gepäc ist wenig vorhanden, nur ein großer Koffer, der aber nicht geöffnet wird, weil sich sein Besitzer mit einem Ausfuhrschein vom Rarodni Rybor ausweisen kann. Vor vier Wochen war's noch anders. Da stürmten fünf, sechsmal nacheinander Soldaten und Militär in die Waggon, barsch rufend: „Gepäck aufmachen!“ Jetzt ist schon mehr Ordnung, aber nicht mehr Rücksicht vorhanden. Gar manches Riß Weß und mancher Apfel, die bei der Einsteigstation dem dort herumstehenden Soldaten entgangen sind, werden jetzt entdeckt und unbarmherzig weggenommen. Ein Mitglied der Kommission legt sich sogar platt am Boden und sucht genau unter den Sitzen nach. Was dort vorhanden ist, gilt als unbedingt verdächtig und wird weggenommen. Allerdings wird auch da mit zweierlei Maß gemessen. Wer tschechisch spricht, findet gewöhnlich Gnade, ein Deutscher nur selten. Im allgemeinen sind aber die Revisoren ziemlich höflich. Als sich der Herr wegen der Zigarren beschwert, erwidert der Führer der Kontrollkommission sehr freundlich, daß dies ein Mißbrauch war und daß der Soldat, wenn er erwischt werden möchte, strenge bestraft würde. Ja, wenn . . . Eine Dame fragt später, wieviel man eigentlich an Lebensmitteln mitnehmen dürfte. Ein Eingeweihter fürhrt: „Wenn Sie ein Deutscher sind, höchstens ein Kilo, wenn Sie aber tschechisch sprechen, 15 Kilo.“ Der Mann scheint recht zu haben.

Endlich fahren wir von Lundenburg weg und gelangen bald auf deutschösterreichischen Boden. Im Waggon ist's als ob plötzlich ein böser Alp gewichen wäre. Alles wird lebendig, alles fängt an zu posittifizieren. Jeder spricht auf einmal deutsch und jeder klagt über die Tschechen. Viele Klagen hört man, aber auch viel verhaltene Wut spricht aus den Leuten. Nur selten gelangt es einem gewohnheitsmäßigen Oppositionsmeister, sich mit einem Lobe zu behaupten. Die strenge Revision an der Grenze scheint den Tschechen den letzten Rest von Sympathie genommen zu haben. Es zeigt sich hier so recht, wie politisch unklug die Absperre nachregel der Tschechen gegen ihre am meisten davon betroffenen neuen deutschen Landeskinde ist. Jeder einzelne, der da nach Deutschösterreich kommt, ist ein Haffer der Tschechen geworden, jeder wird in seinem Umkreis über die im tschecho-slovakischen Staat erprobte Behandlung klagen. Der tschechische Außenminister sollte einmal diese Reise mitmachen! Er könnte vieles hören und lernen.

„Es renkt sich manches schweigend wieder ein Und kommt allmählich in den alten Gang. Doch um ein tiefes Bündnis neu zu weih'n, Drencht's der Veröhnung reinen Doppellang.“

Karl Sch.